

Frau Rist, der Körper ist ein zentrales Thema in Ihrer Arbeit. Wann haben Sie Ihre eigene Körperlichkeit entdeckt?

Der Körper war immer wichtig in meiner Familie, weil mein Vater Arzt war und meine Geschwister und ich ihm schon früh assistieren mussten. Interesse an seinem Beruf war die beste Möglichkeit, mit ihm zusammen zu sein. Meine Mutter hat sich um uns gekümmert, nur vielleicht nicht in der üblichen Art. Sie hatte eine antiautoritäre Tendenz, war modern und aufgeschlossen, und wir Kinder waren freier. Ich bin zum Beispiel mit Pyjamahosen in die Schule gegangen, und meine Mutter hat mich verteidigt. Sie hat uns vermittelt, dass das, was Norm ist, immer relativ ist.

Gab es in Ihrer freigeistigen Familie Schamgefühle?

Wir haben uns gegenseitig nackt gesehen und durften auch mit dem Vater in die Badewanne. Ich kann mich erinnern, dass sein Penis sich wie eine Unterwasserpflanze im Wasser hin und her bewegte. Das war etwas Normales, und ich habe auch später versucht, die Körperlichkeit zu normalisieren. Es hat mich Mut gekostet, meine Vulva oder meine Brüste in Videos zu zeigen, aber mich interessiert, wieso wir so ein Geschrei um einzelne Körperteile machen. Tabuisieren hat viel mit Macht zu tun, und mit dem Begriff Scham errichtet man einen Schutzwall.

Wie wichtig sind Träume für Sie?

Träume sind für mich wie ein Orakel zum Hören. Letzthin habe ich geträumt, dass ich ein frisch geborenes Kind mit einem Küchenmesser in Scheiben geschnitten habe. Ich habe es in dem Moment nicht als Alptraum empfunden, erst am nächsten Tag bin ich erschrocken. Träume liegen oft jenseits der Idee von Schuld, und das finde ich spannend. Was mich gerettet hat als Jugendliche, war, dass ich mal LSD genommen habe. Es hat mich in dem Sinn gerettet, dass mir bewusst wurde, dass auch das, was wir als Nichtträumen empfinden, nur von unserem Kopf ausgeht. Ich war im Wald und habe jedes Detail betrachtet wie ein Kleinkind.



Pipilotti Rist,

54, ist Schweizerin und eine der bedeutendsten Videokünstlerinnen der Gegenwart. Sie war zweimal auf der Biennale in Venedig vertreten und lehrte an der Universität in Los Angeles.

Dann habe ich auf meine unrasierten Beine geschaut und dachte dabei, ich sei der Teufel. Das hat mir gezeigt, dass wir als Frauen glatte Beine haben möchten, um uns vom Teufel mit seinen behaarten Beinen zu unterscheiden. So habe ich gelernt, mich Schönheitsidealen zu widersetzen. Der LSD-Trip war also auch ein Erkenntnis-Trip, dass das Unterbewusste mich leitet und dass ich kämpfen muss, damit die Rationalität nicht untergeht.

Sind Sie ein sinnlicher Mensch?

Ich bin sehr auf die Augen fixiert und frage andere oft, was sie beim Sex sehen. Die meisten wissen nichts zu sagen, aber wenn ich mich konzentriere, sehe ich dann immer farbige Muster, die verschiedene Temperaturen haben und wuseln. Wahrscheinlich ist das das Nachleuchten auf der Retina. Sexualität ist für mich, als wäre mein Körper plötzlich einen Kilometer groß.

Was treibt Sie an?

Künstler empfinden besonders das Wunder, dass wir leben. Alles, was wir tun, entspringt dem tiefen Wunsch, aus der

Isolation herauszukommen. Wir machen Vorschläge, um zu sehen, ob der andere sich darin spiegelt. Für meine Arbeit ist auch Schwermut ein innerer Antrieb. Ich weiß, dass ein Schiff von Zeit zu Zeit auf Grund läuft, und wie viele Menschen werde ich mit dem Alter weniger hoffnungsvoll. Da kämpfe ich auf der rationalen Ebene sehr dagegen, dass ich nicht mein eigenes Ungenügen auf die Welt stülpe.

Sie bezeichnen sich als stark und unabhängig.

Ich bin schon ein zähes Pflänzchen. Gerade habe ich ein Jahr ausgesetzt, weil ich eine Hepatitis-Kur in England gemacht habe. Ich bekam Interferon und habe die Haare verloren, aber jetzt bin ich geheilt. Ich hatte auch schon drei Lungenentzündungen in meinem Leben, und ohne Antibiotika wäre ich schon lange weg. Vor fünf Jahren war ich in Vietnam und habe Fieber bekommen. Als Arzttochter denkt man immer, dass es ohne Medikamente geht, und selbst als ich ins Spital eingeliefert wurde, hatte ich noch Angst, dass die anderen denken, dass ich nur simuliere.

2002 sind Sie Mutter geworden.

Was hat das in Ihnen verändert?

Die Schwangerschaft und die Geburt meines Sohnes haben mir in praktischer Hinsicht geholfen: Ich esse regelmäßiger, schlafe mehr, und es hat mich vor meinem Workaholismus gerettet. Mein Sohn heißt Yuji, das ist Japanisch, denn ich bin ein großer Japan-Fan. Ich habe sogar vor, dorthin auszuwandern, wenn er die Schule fertig hat, und gehe jetzt zum Jahresende schon einen Monat dahin, um ein Haus zu suchen. An sich bin ich zwar ein totaler Schweizer-Hocker, und auszuwandern ist etwas, bei dem ich fürchte, dass ich es nicht kann. Doch ich nehme mir immer Sachen vor, die mich extrem fordern. ◆

Das Gespräch führte Herlinde Koelbl.

Sie ist Fotografin und gehört neben dem Psychologen Louis Lewitan, Evelyn Finger, Anna Kemper und Ijoma Mangold zu den Interviewern unserer Gesprächsreihe

Im nächsten Heft:

Die Schauspielerinnen Violetta Schurawlow über ihren ersten Fallschirmsprung und die Freiheitsträume ihrer Kindheit.

Im Wochenmarkt gibt es ein Mus aus weißen Bohnen mit Fenchel.